hat nicht genug Talent, um davon zu leben; die Fünfte hat nicht genug Talent, aber ein reiches Elternhaus, und der Sechste von ihnen hat das Talent, alles zu zerstören. Wolitzer lässt sie von der Vorstadt nach Manhattan ziehen und heiraten und Kinder gebären und die Weltereignisse dieser Zeit miterleben von der Furcht vor Aids bis zum 11. September. All das unter großen Fragestellungen: Wie sieht ein kreativ erfülltes Leben aus? Kann man auch als Ultraschalltechniker glücklich sein? Hängt Erfolg von Talent, Aussehen, Hintergrund, Glück oder Ehrgeiz ab? Im Fall dieses Buches hängt sein Erfolg nicht nur von den visuellen Codes ab, sondern ganz schlicht und einfach von seiner literarischen Qualität. MAREN KELLER



Eduardo Halfon: „Der polnische Boxer“. *Aus dem Spanischen von Peter Kultzen und Luis Ruby. Hanser; 228 Seiten; 18,90 Euro.*

Zauberlehrling auf Abenteuerfahrt

Im Lehrsaal einer guatemaltekischen Universität, in mitternächtlichen, mit schönen Frauen bestückten Bars und auf den Straßen der serbischen Hauptstadt Belgrad treibt sich der Held dieses raffinierten Schelmenromans herum. Der Mann heißt Eduardo Halfon wie der Autor und ist vielleicht die schiere Erfindung. Aber er ist ein stets gut gelaunter, blendender Entertainer. In der Universität versucht er ein paar lahme Studenten, die „den ekligen Geruch frisch geborener Welpen“ verströmen, vertraut zu machen mit der Verführungskraft großer Literatur, in der sich hinter der erzählten Welt stets neue Welten auftun. Am Bartresen trägt er zwei anmutigen jungen Frauen aus Israel ein Gedicht über den Regen und ein Paar sehr kleiner Mädchenhände vor. Nach Belgrad reist er auf den Spuren eines magischen Zigeunermusikers. Und immer spukt in den Erlebnissen des jungen jüdischen Abenteurers Eduardo Halfon die Geschichte des eigenen Großvaters herum, der einst aus Lodz nach Auschwitz verschleppt wurde und das Vernichtungslager angeblich nur mit der Hilfe eines polnischen Boxers überlebte, vielleicht aber auch dank seiner Schreinerkunst. Der Schriftsteller Halfon ist 1971 in Guatemala geboren und großteils in den USA aufgewachsen. Sein „Roman in zehn Runden“, wie „Der polnische Boxer“ im Untertitel heißt, ist ein wildes Match, in dem Lüge und Wahrheit nie genau zu unterscheiden sind. Immer ist der Held fröhlich verwirrt, stets hat er große Schriftstellerhelden wie Mark Twain oder Julio Cortázar im Kopf, und überall tappt er in komische Katastrophen, aus denen er wundersamerweise entkommt. Alle geglückte Literatur, heißt es einmal, sei „ein guter Trick, wie auch Zauberer und Hexer sie verwenden“. WOLFGANG HÖBEL



Nino Haratischwili: „Das achte Leben (für Brilka)“. *Frankfurter Verlagsanstalt; 1280 Seiten; 34 Euro.*

Nach Geheimrezept

Dieser Roman riecht nach Kardamom, nach Nelken und Zimt und Kakao. Es klingt nach Verrat und Unglück und Liebe. Und es sieht alles danach aus, als handelte es sich hier um ein Buch, das keine Saisonware bleibt, sondern eines ist, das zum Lieblingsbuch auf viele Jahre werden könnte. Nino Haratischwili, 31, hat sich nämlich endlich an den Stoff gewagt, den sie in ihrer bisherigen Karriere gemieden hat, um nicht auf die Rolle der gebürtigen Georgierin festgelegt zu werden, die nur über Georgien schreibt.

Erzählt wird in diesem Buch die Geschichte einer georgischen Familie über sechs Generationen. Angefangen mit dem Urgroßvater der Familie Jaschi aus der georgischen Provinz, der ein Geheimrezept für heiße Schokolade hütet, die so köstlich ist, dass sie Depressive zum Lachen bringt, feine Damen zum Füßestampfen und seine eigene Frau dazu, ihm noch einen Sohn zu gebären, obwohl sie doch eigentlich keine Kinder mehr will. Aus dem erhofften Sohn wird eine Tochter. Die Frau stirbt kurz nach der Geburt. Und spätestens da weiß der Konditor: Es gibt Dinge, die so gut sind, dass zum Ausgleich etwas Schlechtes passieren muss.

Und vielleicht ist das auch das Geheimrezept für Haratischwilis Geschichten: Immer geht es um die süßeste Liebe, die die bitterste Katastrophe nach sich zieht, immer geht es um die ganz großen Gefühle, weswegen einige Kritiker ihren Stil bisweilen kitschig finden oder die Fülle der Ereignisse mit Soap Operas vergleichen. Aber das kann nur finden, wer auch trockenes Knäckebrot lieber als Schokolade mag.

Denn wer sich nicht an der literarischen Opulenz stört, der wird danach dürsten zu erfahren, wie es mit den Töchtern des Konditors weitergeht. Wie Stasia durch ihre Tagträume tanzt, bis sie sich schließlich als müde und leere